

Bulletin des DHI Moskau

Band 03

2009

Copyright

Das Digitalisat wird Ihnen von perspectivia.net, der Online-Publikationsplattform der Max Weber Stiftung – Stiftung Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, zur Verfügung gestellt. Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Lu Seegers, Siegen

Die „Generation der Kriegskinder“ als Erinnerungsphänomen in Deutschland

„Kriegskinder: Das Schicksal einer Generation“ und „Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen“ — so lauteten die Titel zweier Bücher der Journalistinnen Hilke Lorenz und Sabine Bode, die 2003 und 2004 in der Bundesrepublik erschienen.¹ Fast 60 Jahre seien die Angehörigen der Jahrgänge 1930 bis 1945 übersehen worden, so Sabine Bode, und sie selbst hätten ihr Schicksal als Kinder bzw. Jugendliche im Krieg lange Zeit gründlich verdrängt. Es handele sich um eine „stille Generation“, die angepasst gelebt und ihre Leiden kaum thematisiert habe. Erst jetzt kämen die kindlichen Erfahrungen mit Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung sowie dem Verlust von Angehörigen an die Oberfläche. Es gelte nun, die Erlebnisse und Traumata der „Kriegskinder“ aufzudecken und auf die Langzeitfolgen hinzuweisen.² Zugleich stellte der Begriff „Kriegskinder“ aber auch ein mediengerechtes Etikett zur Ausrufung einer neuen Generation dar. Fast zeitgleich erschien das Buch „Söhne ohne Väter — Erfahrungen der Kriegsgeneration“, von Hermann Schulz, Hartmut Radebold und Jürgen Reulecke, das die Folgen des kriegsbedingten Verlustes des Vaters bei männlichen Geistes- und Sozialwissenschaftlern behandelt.³ Die drei Bücher bildeten den Auftakt zu einer enormen Konjunktur des Themas auf dem Buchmarkt und in den Massenmedien. Es folgten Bücher wie „Vaterlose Töchter. Kriegskinder zwischen Freiheit und Anpassung“ der Journalistin Cornelia Staudacher.⁴

¹ Sabine Bode: *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*, Stuttgart 2004; Hilke Lorenz: *Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation*, Berlin 2003. Der folgende Beitrag basiert in Teilen auf Überlegungen im Rahmen meiner Einführung zu dem Sammelband: Lu Seegers/Jürgen Reulecke (Hrsg.): *Die „Generation der Kriegskinder“. Historische Hintergründe und Deutungen*, Gießen 2009 [im Druck].

² Bode, *Kriegskinder*, S. 17f.

³ Hermann Schulz/Hartmut Radebold/Jürgen Reulecke (Hrsg.): *Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration*, Berlin 2004.

⁴ Cornelia Staudacher: *Vaterlose Töchter. Kriegskinder zwischen Freiheit und Anpassung. Porträts*. Zürich 2006.

Ebba D. Drolshagen ging dem Schicksal der so genannten „Wehrmachtskinder“ in den besetzten Ländern Europas nach, die ihren deutschen Vater nie kennen lernten.⁵ 2007 ist bei Campus das zweibändige Werk „Der Krieg hat uns geprägt“ von Margarethe Dörr erschienen, das sich als umfassende Erfahrungsgeschichte deutscher nichtjüdischer „Kriegskinder“ versteht.⁶ In den Medien wurden immer mehr, vor allem männliche „Kriegskinder“-Prominente entdeckt: das Spektrum reicht vom ehemaligen Bundeskanzler Gerhard Schröder, über den früheren Arbeitgeberpräsidenten Hans-Olaf Henkel bis hin zu dem Schauspieler Jürgen Heinrichs. Das Fernsehen brachte zum 60jährigen Kriegsende 2005 mehrfach Dokumentationen über das Schicksal der so genannten „Kriegskinder“ und präsentiert das Thema seitdem in immer neuen Variationen mal mehr, mal weniger anspruchsvoll.⁷

Wie sehr die Erzählungen der „Kriegskinder“ en vogue und wie stark das Bedürfnis vieler heute zwischen 66 und 80 Jahre alter Menschen ist, sich ihrer Vergangenheit neu anzunähern, zeigte 2005 der „Kriegskinder“-Kongress in Frankfurt am Main mit fast 600 Besuchern. Schon meint der Sozialpsychologe Harald Welzer die Selbsterfindung einer Generation beobachten zu können, gefördert durch eine in der Gesellschaft kursierende „memory mania“.⁸ Dieser Trend scheint noch keineswegs vorüber zu sein. Seit kurzem wird eine neue Generation „im Schatten des Zweiten Weltkriegs“ entdeckt: „Die Kinder der Kriegskinder“ — Angehörige der Jahrgänge 1955 bis 1975 –, die unter jenen Langzeitfolgen gelitten hätten, die von den Eltern nicht verarbeitet wurden. Dazu hat die Journalistin Anne-Ev Ustorf jüngst ein Buch veröffentlicht, das sich als Bericht „über das Lebensgefühl einer ganzen

⁵ Auf das weite Forschungsfeld zum Thema „Kriegskinder“ in Europa kann hier leider nicht ausführlicher eingegangen werden. Siehe Ebba D. Drolshagen: *Wehrmachtskinder. Auf der Suche nach dem nie gekannten Vater*, München 2005.

⁶ Margarete Dörr: *Der Krieg hat uns geprägt. Wie Kinder den Zweiten Weltkrieg erlebten*. 2 Bde. Frankfurt am Main/New York 2007.

⁷ So brachte 3sat am 20. Mai 2007 die Gesprächsdokumentation „Söhn“ ohne Väter von Andreas Fischer. Die Regisseurin Gabi Kubach bereite die Materie auch fiktional mit einer Neufilmung des Hör-ZU-Fortsetzungsromans *Suchkind 312* aus dem Jahr 1954 auf. Der Fernsehspielfilm wurde am 19. Oktober 2007 von der ARD ausgestrahlt.

⁸ Siehe dazu Lu Seegers: „Die Generation der Kriegskinder und ihre Botschaft für Europa 60 Jahre nach Kriegsende“ — ein Kongressbericht, in: *H-Soz-U-Kult*, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=766> (28.04.2005).

Generation, die im langen Schatten des Krieges aufwuchs“ versteht.⁹ Im Folgenden möchte ich einige Bemerkungen zur Signifikanz der „Kriegskinder“-Thematik für die bundesrepublikanische Erinnerungskultur, zur Erforschung der Folgen des Krieges auf Kinder in Deutschland sowie zu methodischen Fragen machen.

Die „Kriegskinder“ in der aktuellen Erinnerungskultur

Die ab 2003 erschienen „Kriegskinder“-Bücher vermitteln den Eindruck, als ob erst jetzt eine „vergessene Generation“ ihr Schweigen gebrochen habe. So schweigsam wie die Autoren und Autorinnen meinen, sind die so genannten „Kriegskinder“ allerdings nie gewesen. Bis 1990 sind allein 60 autobiographische Texte von Angehörigen der Jahrgänge 1930 bis 1945 erschienen, doch Publikum und Medienresonanz fehlten. Es bedurfte erst, wie Margarethe Dörr betont, einer veränderten Erinnerungskultur, um die Leiden der Kinder im Krieg öffentlich zu thematisieren.¹⁰ Es waren wohl vor allem drei Faktoren dafür bedeutsam, dass die Kriegskinder nach der Jahrtausendwende zu einem populären Deutungs- und Identifikationsangebot für viele Menschen im Umgang mit Nationalsozialismus und dem Zweiten Weltkrieg avancierten.

Erstens ging in den 1990er Jahren bei Historikern, Mitarbeitern von Gedenkstätten aber auch in der Politik die Sorge um, wie man mit der Tatsache umgehen sollte, dass die Zeitzeugen der so genannten „Erlebnissgeneration“ gewissermaßen „ausstarben“ und der Nationalsozialismus vom kommunikativen in das kulturelle Gedächtnis überführt werden musste. Dieser Übergang wurde abgemildert, betraten doch Ende der 1990er Jahre die „Kriegskinder“ als Zeitzeugen die Arena der Erinnerungskultur.¹¹ Denn sie kamen nun — und dies ist ein zweiter Faktor — in den Ruhestand und damit in die Bilanzierungsphase ihres Lebens.¹²

⁹ Siehe den Klappentext bei Anne Ev Ustorf: *Wir Kinder der Kriegskinder. Die Generation im Schatten des Zweiten Weltkriegs*, Freiburg 2008. In Kürze wird zu der Thematik im Klett-Cotta-Verlag erscheinen: Sabine Bode: *Kriegsenkel. Die Erben der vergessenen Generation*, Stuttgart 2009.

¹⁰ Dörr, *Krieg*, S. 8.

¹¹ Klaus Naumann: An die Stelle der Anklage ist die Klage getreten. Kronzeugen der Opfergesellschaft? In zahlreichen Buchveröffentlichungen melden sich die »Kriegskinder« als eine neue Erinnerungsgemeinschaft zu Wort. *Frankfurter Rundschau*, 14.04.2004.

¹² Jürgen Reulecke: Blicke auf die deutsche Jugend nach Kriegsende, in: Bernd A. Rusinek (Hrsg.): *Kriegsende 1945. Verbrechen, Katastrophen, Befreiungen in nationaler und internationaler Perspektive*, Göttingen 2004, S. 54–66.

Auch im Bereich literarischer Verarbeitungen nahmen Auseinandersetzungen mit der eigenen Familiengeschichte deutlich zu, wie die Bücher der westdeutschen Autoren Uwe Timm *„Am Beispiel meines Bruders“* und Wibke Bruhns *„Meines Vaters Land“* aus den Jahren 2003 und 2004 beispielhaft zeigen.¹³ Dabei stützen sich die Autoren und Autorinnen nicht mehr nur auf in der Familie kursierende Geschichten und ihre kritischen Aneignung, vielmehr versuchen sie sich mit Hilfe von Archivmaterial und Sekundärliteratur ihrer Familiengeschichte neu anzunähern.

Dies korrespondierte drittens mit einer insgesamt veränderten öffentlichen Erinnerungskultur, in der — angeregt durch Publikationen von W. G. Sebald und dann kontrovers diskutiert am Buch *„Der Brand“* von Jörg Friedrich sowie durch den Roman *„Im Krebsgang“* von Günter Grass — die Leiderfahrungen der deutschen Bevölkerung im Bombenkrieg bzw. während Flucht und Vertreibung nun auch in den Medien stärker thematisiert wurden.¹⁴ Die Bücher erhielten aber nicht zuletzt auch deshalb so große öffentliche Aufmerksamkeit, weil sie als gezielte Tabubrüche von Seiten der Autoren inszeniert wurden.

Dies gab auch den Ton an für die genannten Publikationen über deutsche „Kriegskinder“, die nicht zuletzt auch angesichts des zweiten Irak-Krieges ab 2003 als „unschuldige“ Kriegsoffer ihre Erfahrungen schilderten. Doch in mancherlei Hinsicht war in Deutschland das Wachrufen der Leiden unschuldiger Kinder ebenso wenig neu wie die Thematisierung von Bombenkrieg, Flucht und Vertreibung. Die Massenflucht aus den Ostgebieten war in den 1950er Jahren im Klima des Antikommunismus ebenso ausführlich behandelt worden wie das Gedenken an den Bombenkrieg zum festen Bestandteil des kommunalen Gedächtnisses avanciert war.¹⁵ Gleiches galt für die Kinder: Bilder von „kleinen, traurigen Jungen“ waren sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR in Filmen und Schulbüchern gezielt genutzt worden,

¹³ Wibke Bruhns: *Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie*, München 2004; Uwe Timm: *Am Beispiel meines Bruders*, Köln 2004.

¹⁴ Günter Grass: *Im Krebsgang: eine Novelle*, Göttingen 2002; Jörg Friedrich: *Der Brand. Der Bombenkrieg in Deutschland 1940–1945*, Berlin 2002; Winfried G. Sebald: *Luftkrieg und Literatur. Mit einem Essay zu Alfred Andersch*, München 1999.

¹⁵ Malte Thießen: *Eingebrannt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005*, Hamburg 2007.

um jeweils die deutsche „Opfarnation“ zu visualisieren.¹⁶ Die „kleinen Jungen“ standen für männliche Unschuld, da sie nicht für den Krieg und seine Folgen verantwortlich gemacht werden konnten. Insofern stellten sie eine ideale Projektionsfläche für die desavouierten Gesellschaften der Nachkriegszeit dar.

An der Stelle eines neuen „Opferdiskurses“ setzte denn auch die Kritik am Erinnerungsboom um die Kriegskinder ein. So warnte Dieter Graumann, Vorstandsmitglied der Frankfurter Jüdischen Gemeinde in seiner Rede beim Kriegskinderkongress in Frankfurt vor einem „Einheitsopferbrei“ nach dem Motto „Alle haben doch irgendwie gelitten — gut, dass wir darüber gesprochen“ haben. Micha Brumlik, bis 2005 Leiter des Fritz-Bauer-Instituts, sprach sich jedoch im Sinne einer lebendigen Erinnerungskultur dafür aus, die Erfahrungen der deutschen Kriegskinder in das kollektive Gedächtnis zu integrieren. Dabei müsse allerdings sichtbar bleiben, dass die zwischen 1930 und 1945 geborenen Deutschen nicht die Opfer eines Völkermordes gewesen waren, sondern die Leidtragenden der Taten vor allem ihrer Väter. Dementsprechend sei es wichtig, die sich aus dieser Tatsache ergebenden Ambivalenzen, schwelenden Familiengeheimnisse und intergenerationellen Übertragungen des Schweigens zu untersuchen.¹⁷ Die Historikerin Ulrike Jureit sieht in den Erzählungen der Kriegskinder eine neuartige Pluralität von öffentlich formulierten Erinnerungen, die quer zu den bisherigen Argumentationen und auch Opfer-Erzählungen liege.¹⁸ Diese könnte, wie Dorothee Wierling betont, sogar zu einer Neuschreibung der deutschen Nachkriegshistoriographie beitragen, die bislang von dem Narrativ der Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik dominiert wurde. In den Geschichten der „Kriegskinder“ stecke vielmehr auch ein produktives Widerspruchspotential gegen die „triumphale Nachkriegsgeschichte“.¹⁹

¹⁶ Saskia Handro: Zwischen Identitätsstiftung und historischem Verstehen. Kriegskindheit in deutsch-deutschen Schulgeschichtsbüchern, in: Hans-Heino Ewers/Jana Mikota/Jürgen Reulecke/Jürgen Zinnecker (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive, Weinheim/München 2006, S. 233–261.

¹⁷ Seegers, Kongressbericht.

¹⁸ Ulrike Jureit: Generationen-Gedächtnis. Überlegungen zu einem Konzept kommunikativer Vergemeinschaftungen, in: Seegers/Reulecke, „Generation der Kriegskinder“, [im Druck].

¹⁹ Dorothee Wierling: „Kriegskinder“: westdeutsch, bürgerlich, männlich?, in: ebd., [im Druck].

Vorsicht geboten ist indessen, wenn es um gesamtgesellschaftliche Aussagen auf Grundlage der frühkindlichen Erfahrung mit Bombenkrieg, Verlust, Flucht und Vertreibung geht. So führt die Journalistin Sabine Bode in ihrem 2006 erschienenen Buch „Die deutsche Krankheit — German Angst“ den Reformstau der Bundesrepublik seit den 1990er Jahren auf vermeintlich unverarbeitete Traumata der so genannten „Kriegskinder-Generation“ zurück, die seit Anfang der 1980er Jahre in Schlüsselstellen der westdeutschen Gesellschaft aufgerückt sei.²⁰ Ein solches kollektives Psychogramm der „Kriegskinder“ zu erstellen, ist jedoch riskant und zeigt, wie verhänglich es ist, den Trauma-Begriff zu verbreitern und auf ganze Gesellschaften anzuwenden.

Die Beachtung der „Kriegskinder“ in Wissenschaft und Forschung

Die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf Kinder wurde zumindest in Deutschland lange Zeit nicht thematisiert. Während in Großbritannien im Jahr 1950 1.200 Schulkinder untersucht worden waren, um die psychischen Folgen von Bombardierungen zu ermitteln, ging man in der Bundesrepublik und in der DDR lange Zeit davon aus, dass die Kinder um so weniger von Evakuierungen, Bombardierungen und familiären Trennungen mitbekamen, je jünger sie waren.²¹ Zwar war bereits im Jahr 1949 das Buch des Schweizer Adolphe Ferrière „Maisons d'enfants de l'après-guerre“ in deutscher Übersetzung erschienen.²² Doch deutsche Untersuchungen, wenn es sie denn überhaupt gab, suchten die psychischen Auswirkungen des Krieges auf Kinder weitgehend herunterzuspielen. So ging es bei einer schulärztlichen Studie von Coerper, bei der der körperliche und seelische Zustand von westdeutschen Kindern der Jahrgänge ab 1935 erhoben wurde, vor allem darum, die „Erbmasse“ der Kinder und ihren „Konstitutionstypus — psychisch, athletisch oder leptosom“ unter Berücksichtigung des „Milieus“, in dem sie aufwuchsen, einzuschätzen.²³ Auch in der DDR wurden die

²⁰ Sabine Bode: Die deutsche Krankheit — German Angst, Stuttgart 2006.

²¹ Anna Freud: Young children in war-time. A year's work in a residential war nursery, London 1952.

²² Adolphe Ferrière: Unsere Kinder, die Hauptkriegsopfer. Eine seelenheilkundliche und erzieherische Studie, Paderborn 1949.

²³ Carl Coerper (Hrsg.): Deutsche Nachkriegskinder. Methoden und erste Ergebnisse der deutschen Längsschnittuntersuchung über die körperliche und seelische Entwicklung im Schulkindalter, Stuttgart 1954.

Folgen des Zweiten Weltkriegs kaum beachtet, Gesundheitszustand und Wohlbefinden — auch und gerade von Krippenkindern — vor allem am Körpergewicht und an der Körperlänge bemessen.²⁴ Erst die im Jahr 1957 publizierte Studie des westdeutschen Pädagogen Wilhelm Roessler mit dem Titel „Jugend im Erziehungsfeld“ widerlegte auf Grundlage von mehreren tausend Schüleraufsätzen die weit verbreitete Annahme, nach der die letzten Kriegsjahrgänge am wenigsten von den Auswirkungen des Krieges betroffen worden seien.²⁵ Die Erfahrungen von Gewalt und Bombenkrieg hätten sich im Gegenteil sehr wohl in die Psyche der Kinder eingepreßt und zu einer Abwehrhaltung gegen jede Form von Ideologie geführt. Psychiatrische Studien wiesen daraufhin, dass 1957/58 verstärkt Jugendliche und junge Erwachsene der Jahrgänge ab 1939 mit Depressionen und Neurosen stationär eingewiesen wurden. Dabei gingen die Autoren zwar auf mögliche psychische Ursachen im Zusammenhang mit dem Krieg ein, stellten aber noch gegen Ende der 1960er Jahre die Halbstarken-Krawalle als auslösenden Faktor in den Vordergrund.²⁶

Bei jüdischen Kindern wurden die Langzeitfolgen des Zweiten Weltkriegs erst seit den späten 1970er Jahren und dann vor allem in den USA und in den Niederlanden untersucht. Auch meldeten sich seit dieser Zeit jüdische Betroffene, die durch Kindertransporte nach Großbritannien gerettet worden waren, zu Wort.²⁷

In der Bundesrepublik erwachte das Interesse an den Angehörigen der Jahrgänge 1930 bis 1945 in den 1980er und 1990er Jahren. Doch es war nicht die Geschichtswissenschaft, sondern vor allem die Psychotherapie und Gerontologie, die das Thema entdeckten und in das öffentliche Bewusstsein brachten, nicht zuletzt weil viele Menschen im höheren Lebensalter mit psychischen und psychosomatischen Be-

²⁴ So noch 1963 bei Eva Schmidt-Kolmer: Der Einfluss der Lebensbedingungen auf die Entwicklung des Kindes im Vorschulalter, Berlin (Ost) 1963.

²⁵ Wilhelm Roessler: Jugend im Erziehungsfeld. Haltung und Verhalten der westdeutschen Jugend in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der westdeutschen Jugend der Gegenwart, Düsseldorf 1957.

²⁶ Vgl. Theodor F. Hau: Frühkindliches Schicksal und Neurose. Schizoide und depressive Neurose-Erkrankungen als Folge frühkindlicher Erlebnisschäden in der Kriegszeit, Göttingen 1967.

²⁷ Wolfgang Benz (Hrsg.): Die Kindertransporte 1938/39. Rettung und Integration, Frankfurt am Main 2003.

schwerden in die Praxen kamen, die als posttraumatische Belastungsstörungen diagnostiziert wurden.²⁸ Mittlerweile beginnen sich auch deutsche Historiker, die lange Zeit als auf „Ursachen versessen“ (Ute Daniel) galten, für die langfristigen Folgen von kindlichen Kriegserfahrungen zu interessieren.²⁹ Am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen (KWI) hat sich im Jahr 2004 die interdisziplinär zusammen gesetzte Studiengruppe „Kinder des Weltkrieges“ gegründet, die die lebensgeschichtliche und kulturell-politische Bedeutung von Kriegserfahrungen und Generationalität in Europa untersucht.³⁰ Und in Hamburg gibt es seit 2006 ein interdisziplinäres Forschungsprojekt der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg in Kooperation mit dem Universitätsklinikum Eppendorf zum Thema „Hamburger Familien und der ‚Feuersturm‘ — zur transgenerationalen Tradierung von Kriegserfahrungen“.³¹

Probleme und Fragen der weiteren wissenschaftlichen Perspektivierung

Dennoch bleiben viele methodische Fragen offen, von denen ich drei näher ausführen möchte. Erstens: Wer sind die „Kriegskinder“, die sich öffentlich artikulieren? Zweitens: Kann man überhaupt von einer „Kriegskinder-Generation“ sprechen? Und drittens: Welchen Stellenwert haben die „Kriegskinder“ für die deutsch-deutsche Gesellschaftsgeschichte?

Zum ersten Punkt: Mit Blick auf die Gesprächspartner in den Büchern von Sabine Bode und anderen sowie auf die Dokumentationen im Fernsehen bekommt man den Eindruck, als ob es vor allem westdeutsche Betroffene seien, die sich öffentlich zu Wort melden, wäh-

²⁸ Hartmut Radebold: Abwesende Väter und Kriegskindheit. Fortbestehende Folgen in Psychoanalysen. Unter Mitarbeit von Hildegard Radebold, Göttingen 2000.

²⁹ Seegers: Kongressbericht.

³⁰ Hans-Heino Ewers/Jana Mikota/Jürgen Reulecke/Jürgen Zinnecker (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten. Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftlicher Perspektive, Weinheim/München 2006.

³¹ Ulrich Lamparter/Apel Linde/Christa Holstein/Malte Thießen/Dorothee Wierling/Silke Wiegand Grefe: Zeitzeugen des Hamburger ›Feuersturms‹ und ihre Familien. Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt zur transgenerationalen Weitergabe traumatischer Kriegserfahrungen, in: Hartmut Radebold/Werner Bohleber/Jürgen Zinnecker (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten. Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen, Weinheim 2008, S. 215–255.

rend ostdeutsche „Kriegskinder“ in der Minderheit sind, ohne dass dies problematisiert wird. Besonders deutlich wird dies beim Thema kriegsbedingte „Vaterlosigkeit“, das ein Kernelement der Konstruktion der „Kriegskinder-Generation“ darstellt. Erörtert wird die kriegsbedingte Vaterlosigkeit besonders von der aktiven Sprechergruppe der „Kriegskinder-Generation“, die auch die Essener Studiengruppe begründet hat und sich fast ausschließlich aus männlichen, westdeutschen Akademikern zusammensetzt. Dieser Gruppe kommt eine wichtige Sprachrohr- und Türöffnerfunktion zu, handelt es sich doch um ebenso eloquente wie hoch reflektierende Personen, die über Zugang zu den Massenmedien verfügen und nicht zuletzt wegen ihren erfolgreichen Berufsbiographien für viele Menschen eine bedeutsame Vorbild- und Identifikationsfunktion einnehmen. Zugleich verbindet diese Sprechergruppe ihre Selbsthistorisierung im Sinne einer Generationseinheit mit einem deutlichen Vergangenheits- und Zukunftsanspruch. So trug der Frankfurter „Kriegskinder“-Kongress den Titel „Die Generation der Kriegskinder und ihre Botschaft für Europa 60 Jahre nach Kriegsende“, und der Historiker Jörn Rüsen plädierte in diesem Sinne für die Einbettung der Erfahrungen der deutschen „Kriegskinder“ in ein europäisches Gedächtnis. Insofern bestätigt sich hier zum wiederholten Male im Sinne von Karl Mannheims Generationenkonzept, dass „Generation“ eine männlich-bürgerliche Angelegenheit zu sein scheint und sich vor die ganz unterschiedlichen Erfahrungen auch und gerade der ostdeutschen Alterskohorte schiebt.

Zum zweiten Punkt: Als „Kriegskinder-Generation“ werden in der Regel Menschen bezeichnet, die zwischen 1930 und 1945 geboren wurden. Allerdings ist davon auszugehen, dass die im Krieg gemachten Erfahrungen in dieser Altersgruppe erheblich variieren, je nachdem ob man auf dem Land oder in der Stadt gewesen ist, von Flucht und Vertreibung und/oder Trennung von engsten Angehörigen betroffen war oder rassistischer Verfolgung unterlag. Schließlich müssen das Geschlecht, der schichtspezifische Hintergrund und der Bildungsstand beachtet werden. Aus dieser enormen Vielzahl von Erfahrungen ergeben sich ganz unterschiedliche Verarbeitungen und Deutungen, die es erschweren von einer Generation zu sprechen. Das zeigt sich auch und gerade, wenn man die Narrative und Deutungen west- und ostdeutscher vaterloser „Kriegskinder“ vergleichend untersucht, wie ich es in meinem Forschungsprojekt „Vaterlosigkeit als kriegsbedingte Erfahrung im 20.

Jahrhundert“ tue.³² Neben einem diskursgeschichtlichen Teil basiert meine Studie auf 30 lebensgeschichtlichen Interviews, die ich mit Männern und Frauen der Jahrgänge 1935 bis 1945 in West- und Ostdeutschland sowie in Polen durchgeführt habe. Während westdeutsche vaterlose „Kriegskinder“ — insbesondere die männlichen — ihre Lebensgeschichte trotz emotionaler Betroffenheit als persönliche Erfolgsstory nach schlechten Startvoraussetzungen erzählen, sieht dies bei den ostdeutschen Interviewpartnern ganz anders aus.³³ Zwar verorten auch sie sich als „Kriegskinder“, was den Eingang des aktuellen Medienhypes in die persönliche Identifikation der Betroffenen belegt. Es existieren jedoch weder Erinnerungsgemeinschaften im Freundes- und Bekanntenkreis noch in der Öffentlichkeit. Das könnte — so meine These — daran liegen, dass die Lebensgeschichten und Deutungen der ostdeutschen Betroffenen nicht mit der offiziellen, westdeutsch geprägten Erinnerungskultur kompatibel sind und daher in dem Diskurs um die „Kriegskinder“ nur wenig relevant sind. Zwar ähneln sich noch die Erfahrungen bezüglich des Bombenkriegs in den Städten, doch schon bei der Wahrnehmung der Aktivitäten der Alliierten gibt es deutliche Unterschiede. So betonen fast alle Interviewpartner aus der ehemaligen DDR, dass sie gute Erfahrungen mit den russischen Soldaten gemacht hätten, weil sie Kinder gewesen seien. Eine Interviewpartnerin sagt dazu: „Viele hatten ja vor den Russen furchtbare Angst und es ist ja auch viel passiert, aber für uns Kinder hatten sie ja nun sehr viel übrig.“³⁴ Diese eher positive Kinderperspektive auf die russischen Alliierten war denn auch an die offizielle sozialistische Geschichtssicht anschlussfähig, nach der die Sowjets als „Befreier vom Faschismus“ und der Kommunismus als das überlegene, siegreiche Gesellschaftssystem galten. Oftmals führten erst Reisen in die Sowjetunion bzw. die Anzeichen der wirtschaftlichen Krise in der DDR ab Ende der 1970er Jahre dazu, den Sozialismus kritischer zu betrachten. Ein weiterer Grund, warum ostdeutsche vaterlose Kriegskinder bislang kaum an die Öffentlichkeit getreten sind, mag in der Wahrnehmung des Bildungssystems der DDR liegen. Alle Interviewpartner konnten in den 1960er Jahren ihr Herkunftsmilieu verlassen. Drittens könnte die fehlende öffentliche Stimme der vaterlosen ostdeut-

³² Das Forschungsprojekt ist am SFB 434 Erinnerungskulturen der Justus-Liebig-Universität Gießen angesiedelt.

³³ Auf die geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Erfahrung, Verarbeitung und Deutung der kriegsbedingten Vaterlosigkeit kann ich an dieser Stelle nicht näher eingehen.

³⁴ Interview Hella D., 9.6.2006.

schen „Kriegskinder“ auch in der Wiedervereinigung begründet sein. Die Erfahrungen der letzten 20 Jahre sind für sie vielfach entscheidender als für Gleichaltrige in der Bundesrepublik, die mit einem solchen Bruch im höheren Lebensalter nicht mehr konfrontiert wurden. Es zeigt sich also, dass die retrospektiven Deutungen und Sinnkonstruktionen bei ost- und westdeutschen Betroffenen ganz unterschiedlich ausfallen: von einer gesamtdeutschen „Kriegskinder-Generation“ kann daher keine Rede sein.

Schließlich stellt sich drittens die Frage nach den Langzeitwirkungen des Krieges im Hinblick auf die Gesellschaftsgeschichte der beiden deutschen Nachkriegsstaaten in Europa. Inwieweit avancierten die Angehörigen der Jahrgänge 1930 bis 1945 zum Träger der soziokulturellen Veränderungen seit den 1960er Jahren? Welche Rolle spielten mentale Aspekte wie individuelle Sicherheit und Geborgenheit, die sowohl in der Bundesrepublik als auch in der DDR wenn auch unter verschiedenen politischen Vorzeichen postuliert wurden? Hüben wie drüben versuchten die Kinder (insbesondere Frauen) aus allen Schichten das Leid der Mutter „wieder gut zu machen“. Die „Wiedergutmachung“ war aber nur möglich, weil die 1960er Jahre von wirtschaftlicher Prosperität und Fortschrittsglauben in beiden deutschen Staaten gezeichnet waren. Dabei spielt der mentale Aspekt der Sicherheit nach den Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegszeit in den Erzählungen eine bedeutsame Rolle auch im Hinblick auf die Gründe der Loyalität zum jeweiligen Staat. Der ostdeutsche Dokumentarfilmer Winfried Junge, Jg. 1935, ab 1954 Kriegsvollwaise, drückt dies folgendermaßen aus:

„Es wurde bei uns betont, dass keine Kinder verloren gehen. Man wird hier leben können und dafür gibt's die Solidarität der Gesellschaft. Und die es am schwersten haben, oder die, die am schwächsten sind, für die gab's die große Hilfe. Ich hatte schon das Gefühl, dass man auf mich setzt, dass man mir Chancen geben will.“³⁵

Auch westdeutsche Interviewpartner erwähnen die Bedeutung von Sicherheit, Wohlstand und das Gefühl stetigen Aufstiegs seit den 1960er Jahren. 1968 spielt dementsprechend als Zäsur in den Erzählungen der westdeutschen, vaterlosen Interviewpartner kaum eine Rolle. Dies gilt vor allem für Nicht-Akademiker, die in dieser Zeit mit

der Familiengründung und/oder der beruflichen Etablierung beschäftigt waren. Doch auch jene Interviewpartner und -partnerinnen, die durch ihr Studium mit den Zielen und Aktionen der Studentenbewegung in Verbindung kamen, standen dieser eher ambivalent gegenüber, auch wenn sie die gesellschaftliche Liberalisierung, die sie jedoch schon ab Anfang der 1960er Jahre verorten, durchaus willkommen hießen. Insgesamt jedoch fühlten sich die Interviewpartner von der Aufarbeitung der Vergangenheit der Väter nur wenig angesprochen. Auch hatte für sie die studentische Kritik an der westdeutschen Konsumgesellschaft wenig Bedeutung, weil diese für jene „Sicherheit“ stand, die für sie und ihre Mütter besonders bedeutsam war. Es bleibt eine spannende Aufgabe zu untersuchen, welche Bedeutung die Erfahrung der Krise in den 1970er und 1980er Jahren in den Narrationen der vaterlosen Kriegskinder einnimmt.

Fazit

Die Präsenz der „Generation der Kriegskinder“ auf dem Buchmarkt und in den Medien verweist auf den Bedarf vieler, insbesondere westdeutscher Menschen, einen neuen Blick auf die eigene Kindheit zu werfen und im Zuge einer gewandelten Erinnerungskultur Kriegserfahrungen als kindliches Leid zu thematisieren. Umgekehrt führt der Medienboom dazu, dass die „Kriegskindschaft“ gewissermaßen in den eigenen „Identifikationshaushalt“ aufgenommen wird, um der eigenen Biographie Relevanz zuzusprechen. Zwar kann angesichts der ganz unterschiedlichen Erfahrungswelten und Deutungen von Männern und Frauen sowie von Ostdeutschen und Westdeutschen kaum von einer „Kriegskinder-Generation“ gesprochen werden. Doch die vielfältigen Auswirkungen des Krieges im Hinblick auf Einstellungen, Deutungen und Wahrnehmungen bis hin zu körperlichen Einschreibungen könnten sehr wohl anhand der Altersgruppe der zwischen 1930 und 1945 Geborenen untersucht werden. Dies wäre ein Beitrag im Sinne einer Mentalitätsgeschichte des 20. Jahrhunderts, die gesellschaftliche Prozesse und individuelles Erleben und Erinnern nicht mehr als Gegensatz auffasst.

³⁵ Interview Winfried Junge, 9.6.2006.